

BESUCH IN DER PRAXIS UNSERES  
QUARTIERARZTES DR. AUGSTBURGER

## «MEIN JOB IST SCHAMPAR ABWECHSLUNGSREICH»

Das Quartier Riethüsli hat, was viele Bewohner nicht wissen, einen eigenen Quartierarzt: Seit 23 Jahren betreibt Marcel Augstburger seine Praxis im Riethüsli. Zuerst in der Praxis seines Vorgängers Dr. René Schmid, seit 10 Jahren in einem unscheinbaren Mehrfamilienhaus an der Hochwachtstrasse 8. Der äussere Schein täuscht: Die Praxis verfügt vermutlich über eines der schönsten Wartezimmer der Stadt.



*Erich Gmünder*

«Ja, es gibt tatsächlich Leute, die fast etwas enttäuscht sind, wenn sie aufgerufen werden. Oft heisst es dann, wir hätten lieber noch ein wenig das wunderschöne Panorama genossen», bestätigt die Praxisassistentin Natalie Stutz. Während sie nach Schluss der Sprechstunde mit Aufräumen

und Abtippen der Diktate beschäftigt ist, sitze ich mit ihrem Chef an der riesigen Fensterfront mit freiem Blick über die Stadt. Unter uns ruckelt das Appenzeler Bähnli über die Ruckhalde. Es ist notabene erst das zweite Mal seit dem Bezug der Praxis, dass Marcel Augstburger selber mal

*Dr. Augstburger mit Praxisassistentin Natalie Stutz vor dem Panorama der Stadt*

**Quartierarzt mit gesunder Distanz** In der Freizeit ist der in St. Georgen wohnhafte Arzt kaum je im Riethüsli anzutreffen. Marcel Augstburger findet, seine Patienten sollten die Gewissheit haben, dass er strikte neutral sei und das, was sie ihm im Sprechzimmer erzählten, nicht hinaus gehe. Und das sei so am besten gewährleistet. Am Riethüsli findet er die Zweiteilung durch die Teufener Strasse sehr problematisch. Und die Verkehrsimmissionen. Er beobachtet seit Jahren eine schleichende Veränderung der Bevölkerungsstruktur im unteren Bereich des Quartiers, welche wohl auf die Verkehrsproblematik zurückgehe.



Zeit und Musse findet, hier zu sitzen und zu gucken. Das letzte Mal war dies vor zehn Jahren, bei der Aufrichtefeier mit den Handwerkern.

Eigentlich wollte Marcel Augstburger Tierarzt werden. Doch irgendwann realisierte er, dass ihm da die Kommunikation mit den Patienten fehlen würde. Danach wollte er sich für die Zahnmedizin einschreiben; sein Vater war Zahnarzt in St. Gallen – doch er scheute sich davor, tagein-tagaus in fremde Mäuler zu schauen. Ebenso wenig wollte er Facharzt werden wie sein Bruder (Orthopäde), einer mit mehr Spezialwissen, aber eben in einem kleineren

Wirkungsfeld und mit weniger Kontakt mit ganzen Familien. Wieviel abwechslungsreicher ist da der Alltag eines Hausarztes: «Am gleichen Tag sehen wir entzündete Mandeln, messen den Blutdruck, diagnostizieren eine Lungenentzündung oder behandeln eine offene Wunde.» Einfach «schampar abwechslungsreich», findet Dr. Augstburger.

Doch er räumt ein: vom wirtschaftlichen Standpunkt aus sei

der Entscheid vielleicht doch nicht so klug gewesen. Die Arbeit der Hausärzte sei finanziell immer weniger attraktiv, und sie würden von den Krankenkassen regelrecht geplagt. Als schliesslich den Hausärzten das eigene Labor weggenommen (respektive die Kosten nicht mehr adäquat vergütet) werden sollten, da sei ihm der Kragen geplatzt und er sei erstmals in seinem Leben an eine Demo gegangen, damals, 2006, in Bern. Genützt habe es allerdings

nicht viel. Das eigene Labor sei ebenso wie das eigene Röntgengerät zwar finanziell kaum noch selbsttragend, aber sehr patientenfreundlich. Er könne seinen Patienten in der gleichen Konsultation das Ergebnis erklären, während sie sonst Umwege über externe Institute und Mehrfachkonsultationen in Kauf nehmen müssten. Und er ist sicher, dass diese Lösung auch den Krankenkassen Kosten erspart - zurzeit laufe eine Untersuchung, deren Resultate jedoch noch nicht vorlägen. Trotz des Kostendrucks nimmt sich Dr. Augstburger Zeit für seine Patienten. Das Gespräch ist für ihn mindestens so wichtig wie die Diagnosegeräte.

Der Beruf eines Hausarztes sei durch die Politik in den letzten Jahren schleichend abgewertet worden. Trotzdem würde er ihn wieder ergreifen, aber dann vermutlich in einer Gemeinschaftspraxis arbeiten. Der heutige Hausarzt sei ein Auslaufmodell. Er erinnert sich an seine Jugendzeit in St. Georgen, als die Leute morgens um acht Uhr die Praxis des Dorfarztes Dr. Rohner füllten und oft bis mittags warten mussten, bis sie dran waren. Der Hausarzt als kleiner Dorfkönig. - Den Begriff «Hausarzt» nimmt er selber aber

immer noch sehr wörtlich: Jeden Tag um 10 Uhr geht er auf Hausbesuch, vorwiegend bei betagten Patienten, welche nicht mehr gut zu Fuss sind und in einem Altersheim oder noch in den eigenen vier Wänden wohnen. Froh ist er, dass die nächtlichen Hausbesuche an den städtischen Notfalldienst, in den er auch eingebunden ist, delegiert werden könnten, um nach den langen Arbeitstagen einen freien Abend zu geniessen.

Unterstützt wird Dr. Augstburger von seiner Frau Susanne, welche nebenan in eigener Praxis als Physiotherapeutin arbeitet und seine Buchhaltung führt, sowie von der medizinischen Praxisassistentin Natalie Stutz. Stets freundlich und gutgelaunt empfängt sie die Patienten, richtet ihnen in einfacher Sprache die Anordnungen des Arztes aus oder macht das Labor. Oder redet einem Patienten ins Gewissen, die Medikamente regelmässig zu nehmen – und ja immer genügend Wasser zu trinken, weil das eine gute und günstige Medizin sei!

Manchmal komme die eine oder andere Patientin auch ohne Termin vorbei, meistens gegen 11 Uhr, einfach so zum «Pläuderle». Aber nur, wenn sie sicher seien, dass der Tokter auf Hausbesuch ist, erzählt Natalie Stutz frei von

der Leber weg. «Die Leute sind ja so herzlich. Gerade heute war jemand da, der extra für mich ein Osterei pinkig angemalt hat, weil er weiss, dass ich auf diese Farbe stehe», erzählt sie lachend.

Was macht ein Hausarzt in der Freizeit? Marcel Augstburger geniesst die freien Abende, freut sich an den Enkelkindern und entspannt sich beim Lesen oder seinem Hobby, dem Fotografieren. Das Fotografieren kommt auch bei seiner anderen Leidenschaft zum Zug, dem Reisen, wie Fotos an den Wänden des Wartezimmers illustrieren. Kaum haben die Ferien begonnen, zieht er mit Frau und Wohnwagen los. Das Reisen sei für ihn ebenfalls ein Mittel, auf Distanz zu gehen. Das sei nötig, um aufzutanken und danach wieder voll da zu sein für seine Patienten. Und die füllen seine Agenda. Dass es ihnen in dem bistroähnlichen Wartezimmer gefällt, und sie deshalb auch einmal eine kurze Wartezeit in Kauf nehmen, um in einer Illustrierten zu blättern, das Quartiermagazin zu lesen oder ganz einfach die Aussicht zu geniessen, nimmt er gerne zur Kenntnis – und hofft gleichzeitig, dass es noch andere Gründe gibt, warum sie ihn aufsuchen.

